

# Der Mund, der schweigen muss

Autor(en): **Vogel, Bodo M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 38

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648403>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Der Mund, der schweigen muß

Roman einer Aerztin von Bodo M. Vogel

Schluss

Nachdem Krufius seine Blumen niedergelegt und einige Minuten verweilt hatte, unterbrach Heinz Röttgers auf einmal das Schweigen.

„Sie trauern einer Frau nach, Herr Professor“, sagte er ganz ruhig, „die Sie nicht geliebt hat.“

Krufius sah auf und blickte den anderen genauer an. Richtig, es war der junge Röttgers, wenn er sich recht erinnerte, Charlottes Jugendgefährte.

„Wie bitte?“

„Ich habe gesagt, daß Ihre Trauer einer Frau gilt, die Sie nicht geliebt hat.“

Sie standen sich gegenüber und maßen sich mit dem Blick.

„Ich ... ich verstehe Sie nicht, Herr Röttgers.“

„Das kann ich begreifen“, erwiderte dieser, „und es gehört Mut dazu, Sie aufzuklären. Aber es soll geschehen. Ich verlasse diese Stadt demnächst für immer, und vielleicht sehen wir uns nie mehr im Leben wieder. Ich wollte es Ihnen eigentlich nach meiner Abreise schriftlich mitteilen. Nun will ich es Ihnen selbst sagen — —“

Krufius ging etwas näher an den anderen heran. Die ersten Worte waren ihm ungeheuerlich und vollkommen unpassend erschienen, aber der Mann machte einen aufrichtigen Eindruck. Man mußte ihn reden lassen. Es war etwas in seiner Stimme, das zum Gehör zwang.

„Gehen Sie jetzt?“ fragte Krufius.

„Ja.“

„Ich habe meinen Wagen draußen. Wir können zusammen gehen und darüber sprechen.“

Sie gingen durch die Reihen nach dem Ausgang zu. Die Sonne stand heiß am wolkenlosen blauen Himmel. Es war still, sehr still um sie, aber in den Herzen der beiden Männer war kein Frieden.

„Mich wundert, daß sie es Ihnen nicht schon längst gesagt hat“, begann Heinz Röttgers.

„Wer?“

„Fräulein Doktor Hansen. Sie weiß alles.“

Krufius sah ihn kopfschüttelnd an.

„Entschuldigen Sie“, sagte er, „was weiß Dr. Hansen? Sie müssen schon etwas ausführlicher werden, wenn ich Sie verstehen soll.“

„Es fällt mir sehr schwer zu sprechen. Um so mehr, als doch Sie, Herr Professor — —“ Heinz Röttgers unterbrach sich und begann dann von neuem. „Es waren Gerüchte im Umlauf, Herr Professor, daß Sie nach Charlottes Operation — — daß es mit Ihren Nerven nicht gut stünde — — und ich weiß nicht, ob ich Ihnen jetzt die Aufregung zumuten kann, die Ihnen meine Worte sicher machen.“

„Sprechen Sie nur. Es ist wahr, meine Nerven machten mir etwas zu schaffen. Das ist aber vorüber. Längst vorüber. Reden Sie also endlich ...“

„Charlotte liebte mich! Wir wuchsen zusammen auf, und tollten herum als Junge und Mädels. Und dann, als wir groß waren, galt es zwischen uns als ausgemacht, daß wir einmal heiraten würden. Ich war dann lange fort, und als ich zurückkam, fand ich Charlotte als Ihre Verlobte. Ich — — — ich konnte mir gar nicht denken — — —“

„Röttgers, Sie ...“

„Ja, ich konnte mir gar nicht denken, daß es eine glückliche Ehe würde. Sie waren über zehn Jahre älter, ein berühmter Mann ... und die Berkenfelds ... Sie kennen ja die Berkenfelds, wie sie sind! Ihr Traum war ein hoher Titel, und sie waren natürlich sehr stolz ...“

„Das interessiert mich nicht“, unterbrach ihn Krufius. „Erzählen Sie, was uns betrifft.“

„Charlotte bewunderte Sie, Herr Professor“, fuhr Heinz Röttgers fort. „Sie betonte mir gegenüber immer die Genußnahme, die sie über die Verlobung mit Ihnen empfand. Aber, entschuldigen Sie bitte — — — vielleicht haben Sie sie doch nicht ganz verstanden. Charlotte war ihrem Wesen nach — —“

Er sprach nicht weiter, um nichts gegen Charlotte zu sagen, um sie nicht in ihrem Charakter herabzusetzen. Krufius verstand sein Zögern, er verstand auf einmal alles, was in den Gedanken von Charlottes Jugendfreund vor sich ging.

Heinz Röttgers hatte recht. Er, Bernhard Krufius, hatte Charlotte tatsächlich niemals ganz verstanden. Auch bei ihr war das ohne Zweifel der Fall gewesen. Es hatte ein Abgrund zwischen ihren Ansichten bestanden. Krufius fiel ein, wie sie über die vermeintliche Vernachlässigung gegenüber seinem Wert, seiner Klinik geklagt hatte. Sonderbar, dachte er, daß dies ihm erst jetzt wieder einfiel. Seit ihrem Tode hatte er es ganz vergessen.

„Und weil ich Charlotte besser kannte“, sprach Heinz Röttgers weiter, „war ich ganz konsequent gegen ihre Ehe mit einem Gelehrten, einem Arzt. Ich benützte jedes Argument, um ihr das klarzumachen, um ihr den Plan auszureden. Ich machte unsere Kindheit, unsere Jugend lebendig, als Sie, Herr Professor, noch nicht in ihrem Leben waren, sondern nur ich allein.“

„Ich habe ihr gesagt, sie könne unmöglich glücklich in dieser Ehe werden. Sie werde doch immer an mich denken, und es wäre ein Fehler, eine Sünde, ihre Liebe der Berühmtheit zu opfern. Ein Fehler und eine Sünde nicht nur für Charlotte selbst, sondern vor allem gegenüber Ihnen, Herr Professor. Ich wendete alle Ueberredungskraft auf, alles, was in meinen Kräften stand, um mein Ziel zu erreichen. Und — ich habe es dann auch erreicht.“

„Ja, ich habe es erreicht, und — — — ich schäme mich dessen. Ich schäme mich vor allem, nicht offen gewesen zu sein und meine Zuflucht zu Heimlichkeiten genommen zu haben. Aber — — — ich fürchtete Sie, Herr Professor, und ich fürchtete auch Christian Berkenfeld, der mir nie gut gesinnt war. Darum beschloßen wir, Charlotte und ich, an jenem Abend — — —“ Er zog sein Taschentuch und wischte die Schweißtropfen fort, die auf seiner Stirn standen.

„So wollte Charlotte also zu Ihnen, als der Unfall passierte?“ sagte Krufius, „und Doktor Hansen weiß das?“

Heinz Röttgers nickte schwer atmend.

„Ja“, erwiderte er, „so war es. Wir wollten fliehen und dann heiraten. Dr. Hansen ist darüber unterrichtet, und ich begreife gar nicht, warum sie nicht gesprochen hat.“

„Ich begreife es“, sagte Krufius leise.

„Sie ist eine hochanständige Natur und darum wohl ...“

„Ja, darum wohl ...“

Heinz Röttgers blieb vor Krusius stehen.

„Herr Professor, ich habe Ihnen nun alles gesagt. Eine schwere Schuld lastet auf mir. Doch — ich muß sie allein tragen. Können Sie wenigstens mir verzeihen?“

Was er gar nicht erwartet hatte, trat ein.

Krusius sah ihn freundlich an und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Sie gehen fort von hier, Herr Röttgers?“ fragte er.

„Ja.“

„Um zu arbeiten?“

„Um eine Filiale meines väterlichen Geschäfts zu übernehmen.“

„Da tun Sie recht, Herr Röttgers. Wenn eines über alle Sorgen hinweghilft, ist es die Arbeit. Das habe ich an mir selbst verspürt. Leben Sie wohl, Herr Röttgers ...“

Sie drückten sich die Hand, und Krusius sah ihm von seinem Wagen aus nach, wie er fortging.

Es war, als ob er aufrechter ging als vorhin. Als ob er neue Lebenshoffnung geschöpft hätte, aus der Gewißheit, daß Krusius ihm verziehe.

Monate gingen dahin, ein Jahr war seit dem Tode Charlottes verfloßen, und die Tage in der großen Klinik waren einer wie der andere gewesen. Sie hatten Rückschläge in dem ewigen Kampf gegen Krankheit und Tod mit sich gebracht, aber auch glänzende Erfolge, die den Niederlagen ihre Bitterkeit nahmen.

Und eines Tages erzählte man sich, daß Professor Krusius die Absicht habe, die Stadt für immer zu verlassen. Das Gerücht bestätigte sich dann auch. Sein Haus hatte er bereits verkauft. Der Lehrstuhl des verstorbenen Chirurgen Erdmannsdorf an der großen Nachbaruniversität war vakant geworden, und Krusius hatte den an ihn ergangenen Ruf angenommen. Wann er endlich übersiedelte, stand noch nicht genau fest.

Thea Hansen sprach über die Angelegenheit nicht. Sie hatte sie von den anderen zur Kenntnis genommen und keine Bemerkungen dazu gemacht. Sie nahm an, daß Krusius zur gegebenen Zeit selbst mit ihr sprechen würde.

Und das tat er auch.

Krusius lud die Kollegin Hansen eines Abends ein, und sie fuhren nach einem kleinen Lokal, das außerhalb der Stadt am Fluß lag. Sie aßen zu Abend. Währenddessen erzählte Krusius von seinen Plänen.

„Für mich ist der Ruf eine große Ehre“, sagte er. „Das Tätigkeitsfeld ist dort beträchtlich größer, und ich werde mehr leisten können, als hier.“

„Davon bin ich fest überzeugt“, erwiderte Thea. „Ich freue mich aufrichtig und wünsche den besten Erfolg.“

Krusius zählte und dann gingen sie zusammen fort — aber sie gingen nicht nach dem Wagen. Es war noch viel Zeit, und es war herrlich schön, im Mondschein am Wasser entlang zu gehen.

Sie sprachen von Herbert und den guten Fortschritten, die er inzwischen drüben in Brasilien gemacht hatte. Er schrieb ihnen beiden regelmäßig und es war immer eine Freude, seine Briefe zu lesen. Die Wandlung in seinem Charakter schien endgültig zu sein.

Krusius kam dann auf etwas anderes zu sprechen, das ihm seit langem am Herzen lag. Auf seine Unterredung mit Heinz Röttgers.

„Und Sie — — — Sie wußten alles, Thea?“

„Er hat doch nicht — — —?“

Sie sah ihn erschrocken an.

„Er hat mir alles erzählt“, erklärte Krusius. „Und das war gut so. Es — — — es trägt sich leichter jetzt.“

„Und Sie machen mir keine Vorwürfe, daß ich geschwiegen habe?“

„Sie haben den einzig möglichen Weg eingeschlagen. Ich bin Ihnen dankbar dafür.“

Er wechselte rasch das Gesprächsthema und fragte, ob sie nicht Lust hätte, an die neue Klinik mitzukommen.

„Als — — — als Assistentin, meinen Sie?“

„Sagen Sie erst: wollen Sie kommen?“

Sie nickte.

„Ja“, sagte sie. „Ich komme mit, wenn Sie es wollen. Ich — —“

Er wartete nicht ab, bis sie weitersprach. Er nahm ihre Hand und erzählte ihr, daß sie ihn nicht als Assistentin begleiten solle, nein, als etwas anderes. Als seine Frau!

Einen Augenblick war es, als ob sie ihm die Hand entziehen wollte. Als ob sie vermutete, daß erst Herbert ihm alles gesagt habe. Aber er wandte sanft ihren Kopf und sah ihr in die Augen.

„Es hat eine Zeit gegeben, in der ich glaubte, zu lieben“, sagte er leise. „Vielleicht ... vielleicht war es ... nun, erst jetzt weiß ich, was wahre Liebe ist. Thea, ich habe dich sehr lieb, und ich brauche dich. Bleib bei mir.“

Mehr als seine Worte sprachen seine Augen zu ihr. Ihr Herz füllte sich mit heißer Freude, und sie sagte, daß sie gern, gern mitkommen würde.

Er nahm sie in seine Arme und küßte sie auf ihren Mund.

E n d e.

## Fülle des Herbstes

Sommerglut und Sommerstille  
Brachten meinem Apfelbaum  
Ungeahnte reiche Fülle,  
Man begreift das Wunder kaum.

Diesmal hat er nicht gelogen,  
Hielt, was seine Blust versprach,  
Und in vollen schweren Bogen  
Holt er das Versäumte nach.

Was ihm glückte muß er zeigen:  
Frucht an Früchten dicht gedrängt!  
Sieh, ein tiefster Kranz von Zweigen  
Bis ins Gras herniederhängt.

Reichtum, Fülle allerenden,  
Mehr als seine Kraft sie hält;  
Er muß geben, muß verschwenden,  
Frucht um Frucht zu Boden fällt.

Zeit des Reichtums, Zeit der Fülle,  
Zeit der großen Fruchtbarkeit,  
Für die Menschheit, o, enthülle  
Dich als eine Segenszeit.

Hugo von Bergen